

er keine Anklage gegen Deutschland bisher an erster Stelle ge-
füßt hat. Er räumt jetzt auch ein: Rußland hat mit den Feind-
seligkeiten begonnen; es hat am 26. Juli 1914 seine Kriegs-
vorbereitungen an der österreichischen und deutschen Front be-
gonnen. Am 29. Juli hat es seinen ersten — auf ein Tele-
gramm des zwischen Rußland und Oesterreich vermittelnden
deutschen Kaisers wieder zurückgenommen — am 30. seinen
zweiten allgemeinen Mobilisierungsbefehl erlassen. Nach die-
sem zweiten Befehl hat Sazanow dem Chef der Mobilisierungs-
abteilung die Anweisung erteilt: „Verschwinden Sie für den
ganzen Tag, damit eine zweite Zurücknahme Sie nicht erreichen
kann!“ Renouvin fährt fort: „Diese russische allgemeine Mobil-
machung mußte in Frankreich gleiche Anordnungen und in
Deutschland Gegenmaßnahmen zur Folge haben.“

In Belgien hat Vandervelde, der Mitunterzeichner des Frie-
densdikts, am 14. Oktober 1926 den Ausspruch getan: „Es ist
ein Jammer, daß Millionen Franzosen und Belgier immer noch
an der Allensschuld Deutschlands festhalten wie an einem
Dogma.“

In Chicago sind die Professoren Bernadotte E. Schmitt und
Harry Elmer Barnes am 3. April 1926 zu einer öffentlichen
Kriegsschuldaussprache zusammengetreten. Ein-
nicht erzielt worden. Ihre Schlussätze aber lauten: „Schuldig
sind alle Mächte. Der Krieg war eine Folge des Systems der
Bündnisse und Kämpfungen und des Umstandes, daß Europa nach
dem Sturz von Bismarck keinen Staatsmann mehr gehabt hat,
der einer Krisis ersten Ranges gewachsen gewesen wäre“
(Schmitt), und „Mit der Kriegsschuld sind an erster Stelle
Rußland und Frankreich belastet. Oesterreich hat einen allge-
meinen Krieg nicht gewollt. Deutschland und England haben
für den Frieden gearbeitet“ (Barnes).

Es mehren sich die Stimmen derer, die wie Barnes neue
Anklagen erheben. Auf die Person, die in Frankreich heute
wieder die Stelle des Ministerpräsidenten bekleidet, hat man
im eigenen Lande das Wort geprägt: „Poincaré — der Krieg“,
„Poincaré — der erste Totengräber Europas“.

Die Anklage, die kaiserliche Regierung habe den Krieg im
geheimen vorbereitet und gegen unvorbereitete Nachbarn ent-
setzt, ist vollkommen erschüttert. An der Allensschuld des deut-
schen Volkes aber halten Millionen, und zwar keineswegs nur
in Frankreich und Belgien, wie an einem Dogma fest, und das
deutsche Volk muß weiterhin Qualen erleiden, denen nur die
Macht der Gewohnheit hier und da die Eigenschaft des Uner-
träglichsten genommen hat. —

In der Zwischenzeit hat sich noch etwas anderes zugetragen:
Unsere Ankläger haben erkannt, daß ihr Völkerbund ohne das
in der Mitte Europas gelegene und wirtschaftlich und kulturell
bedeutend gebliebene deutsche Volk ein Stückwerk ist und blei-
ben muß. Deshalb ließ man bei der Aufnahme in den Völker-
bund die Unwürdigkeitsklärung Deutschlands fallen.

Der Ausnahmeakt vom 10. September 1923 hat sich sogar
mit einem Anschein von Herzlichkeit vollzogen. Der franzö-
sische Außenminister hat erklärt: „Fort mit den Gewehren,
Mitrailleusen und Kanonen! Platz für die Veröhnung! Fran-
zosen und Deutsche haben auf Schlachtfeldern ausreichenden
Ruhm geerntet. Sie können jetzt Erfolge auf anderen Feldern
suchen.“ Außerdem, der Völkerbund hat sich nach seinen Sat-
zungen die Aufgabe gestellt, „zwischen den Völkern Beziehungen
zu pflegen, die auf Gerechtigkeit und Ehre beruhen.“ Er ver-
pflichtet seine Mitglieder zur gegenseitigen Achtung „ihrer terri-
torialen Unverletzlichkeit und politischen Unabhängigkeit“, und
in einen solchen Bund paßt das deutsche Volk so lange nicht hinein,
als auf ihm ein schwerer moralischer Makel und ehrenrührige
Strafen lasten.

Da durfte nun das deutsche Volk annehmen, daß die Auf-
nahme in den Völkerbund eine stillschweigende Zurücknahme
bedeute und daß der Ausnahmeakt ein baldiger Abbau der
von den Anklägern verhängten Strafen folgen werde. Dieser
Unterstellung hat der deutsche Außenminister Ausdruck gegeben.
Er hat noch in Genf in seiner Rede vor der deutschen Presse
erklärt: „Es gibt keine ausdrücklichere Zurücknahme der mo-
ralischen Anschuldigung als diese Aufnahme.“

Darauf ein wiederholter und lebhafter Protest von Seiten
der Ankläger, allen voran von „Poincaré — la guerre“, und
dann ein Schweigen Deutschlands. —
Was muß jetzt geschehen? Jedem Deutschen müssen fol-

gende Sätze voll zum Bewußtsein gebracht werden: Die Anklage
unserer Feinde richtet sich sowohl gegen die alte Regierung als
auch gegen das deutsche Volk, und sie ist von einer unerhörten
Schärfe.

Die auf Grund der gemeinsamen Anklage verhängten „Stra-
fen“ richten sich seit dem Sturz der kaiserlichen Regierung allein
gegen das übrig gebliebene deutsche Volk. Deshalb ist es ein
Ausfluß der größten politischen Unreife, wenn Glieder des deut-
schen Volkes — wie es die Sozialdemokratie in den Jahren
1920 und 1923 auf den Weltkongressen in Genf und Hamburg
und neuerdings mit der Verbreitung eines Aufsatzes von Eduard
Bernstein getan hat — in blindem Parteihaf für die Anklage
gegen die kaiserliche Regierung eintreten.

Sind jedem Deutschen diese Sätze voll zum Bewußtsein ge-
bracht, dann wird das deutsche Volk geschlossen die Anklage
als eine Lüge bezeichnen, dann wird das deutsche Volk nicht
nur geschlossen, sondern auch tagtäglich immer wieder die For-
derung nach einem die Kriegsschuldfrage entscheidenden unpar-
teitischen Gerichtshof laut in alle Welt schreien und zu seinem
„ceterum censeo“ machen. Dem aber werden unsere Ankläger
nicht widerstehen können.

Generalmajor a. D. v. Wrisberg †.

Tragischer Tod des Generals.

Generalmajor a. D. Ernst von Wrisberg ist im Alter
von 68 Jahren unter eigenartigen Umständen einem Herz-
schlag erlegen. Er hatte als Vertreter des Ostmarken-
vereins in Begleitung mehrerer anderer Herren am Wis-
marck-Denkmal vor dem Reichstag einen Kranz
niedergelegt und darauf eine Ansprache gehalten. Als ein
Polizeibeamter ihn darauf aufmerksam machte, daß im
Bannkreis Ansammlungen und Ansprachen verboten seien,
setzte er trotzdem seine Rede fort, worauf ihn der Beamte
aufforderte, sich mit ihm zur Wache zu begeben. Der
General leistete dieser Aufforderung auch Folge, brach aber
nach ungefähr zwanzig Schritten plötzlich tot zusammen.

Nach einer anderen Darstellung, die von Teilnehmern
der Kranzdeputation gegeben wird, hat der General seine
Rede sofort abgebrochen, wurde aber trotzdem von einem
Schubobeamten am Arm gepackt. General von Wrisberg
soll den Schubobeamten dreimal aufgefordert haben, ihn
loszulassen. Als der Beamte dies nicht tat, bemächtigte
sich des Generals eine solche Erregung, daß er, etwa
20 Meter vom Denkmal entfernt, umfiel. Dieser Vor-
gang am Wismarck-Denkmal dürfte noch ein parla-
mentarisches Nachspiel haben, da die deut-
sch-nationale Fraktion des Preussischen Landtages den preu-
ßischen Innenminister in dieser Angelegenheit inter-
pellieren wird.

General von Wrisberg, der in Schwerin geboren
wurde, war lange Zeit im Kriegsministerium beschäftigt
und hat auch wiederholt in Vertretung des Kriegsministers
im Reichstag in die Militärdebatten eingegriffen.
Im Jahre 1920 trat er an die Spitze des deutschen Ost-
markenvereins, dem er mit großer Liebe diente. Von
seinen Schriften ist besonders das Werk „Auf dem Wege
zur Revolution“ bekanntgeworden.

Der Tod des Generals v. Wrisberg vor dem Preussischen Landtag.

In der fortgesetzten Einzelberatung des Haushalts des
Innenministeriums nimmt Minister Erzzeinstück Stellung
zu dem Vorfall am Wismarck-Denkmal vor dem Reichstage,
bei dem General v. Wrisberg zu Tode kam. Der Minister
teilt mit, daß Herr v. Wrisberg, der Aufforderung des dien-
stlichen Schubobeamten, gemäß den Bestimmungen des
Gesetzes über die Verhütung der Gebäude des Reichstaats und

der Landtage, seine Rede vor dem Reichstagsgebäude, also
innerhalb des Bannkreises, zu unterbrechen, keine Folge ge-
leistet habe. Der Minister bedauert den Tod des Herrn von
Wrisberg und diesen ganzen Vorfall ganz außerordentlich.
Vielleicht wäre es doch zweckmäßig gewesen, dem Beamten
angesichts des heutigen Geburtsfestes von Bismarck Weisun-
gen dahin zu geben, daß kleinere Beiseitern unbeanstandet
bleiben, wenn sie den Verkehr und die öffentliche Ruhe und
Ordnung nicht stören. Der Polizeipräsident von Berlin hat
sich nach der Reichstagslage und auch der Konsequenzen wegen
dazu jedoch nicht veranlaßt gesehen.

Die Erklärung des Ministers wurde zur Besprechung
gestellt.

Hg. Dr. von Winterfeld (Dtn.) stellt mit Begründung
fest, daß auch der Minister den Vorfall bedauere. Zu diesem
Vorfall hätte es nicht kommen brauchen, da General Wrisberg
in früheren Jahren ungehindert die kurze Feier am Wismarck-
Denkmal habe begehen können. Der Polizeipräsident müsse für
künftige Wismarck-Ferien am 1. April Ausnahmen zulassen.

Innenminister Erzzeinstück ergänzt in einer Erklärung seine
Ausführungen über die Vorgänge am Denkmal dahin, daß
nach einer neueren Darstellung General von Wrisberg nur
mit einigen Worten eine Kranzniederlegung habe beabsich-
tigen wollen. Treffe diese Darstellung zu, dann habe der Beamte
unrichtig gehandelt, der die Kranzniederlegung nicht hindern
durfte. Der Beamte hätte den General auch lediglich nach
seinem Namen fragen dürfen. Treffe die neue Darstellung zu,
so sei der Beamte zu bestrafen.
Das Haus vertagt sich.

Englisches Ultimatum an China?

Ein entscheidender Augenblick erreicht.

Nach Londoner Blättermeldungen wird England an
die Kantonregierung ein Ultimatum richten, in dem
Schadenersatz und Genugtuung für die Ermordung eng-
lischer Staatsbürger gefordert werden wird. Außerdem
soll über gemeinschaftliches Vorgehen zwischen England,
Amerika und Japan verhandelt werden. Nach dem „Daily
Herald“ ist bei Nichterfüllung des Ultimatus die
Blockade aller Häfen geplant, die von Kantonese-
befestigt sind.

Nach dem „Daily Telegraph“ herrscht in britischen
Antlichen Kreisen eine sehr ernste Auffassung über die letzte
Entwicklung in Schanghai und am Jangtse im all-
gemeinen. Berichte von Konsulats-, Militär- und Marine-
behörden lassen die Tatsache hervortreten, daß ein ent-
scheidender Augenblick erreicht und die Zeit ge-
kommen ist, wo die zunehmenden Übergriffe der kantonese-
schen Behörden und Truppen ernstlich zurückgewiesen
werden müßten, wenn sie nicht höchst gefährliche Formen
und Ausmaße annehmen sollen. Im Lichte dieser Berichte
ist es nicht überraschend, daß der Staatssekretär für Krieg
eine lange Besprechung mit Chamberlain hatte. In Re-
gierungskreisen herrscht die Ansicht, daß es nicht nur an-
sich unzulässig wäre, sondern einen nicht wieder gutzu-
machenden Schaden für die Sache und die Rechte der Zivi-
lisation bedeuten würde, wenn die Verbrechen an britischen
und anderen ausländischen Frauen ungeahndet blieben.

Noch kein Mächte-Ultimatum an Kanton.

London, 1. April. Das englische Kabinett beschäftigte sich
heute abend wieder mit der Lage in China und dem bereits ver-
führt gemeldeten Mächte-Ultimatum an Kanton. Bisher ist
seitens Englands, Amerikas und Japans noch kein Ultimatum
an die Kantonregierung abgegangen.

Um Hans Gildenherz

Roman von Woltg. Marken

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meißner, Werdau, Sa.

5) (Nachdruck verboten)

„Wie lange waren Sie nicht in der Heimat, lieber
Freund?“

Hein Drommel überlegte. „Achtzehn Jahre, Herr Graf!“

„Achtzehn Jahre? Da müssen Sie schon sehr früh der
Heimat den Rücken gekehrt haben.“

„Ja! Gleich nach meiner Militärzeit.“

Friedrich Karl las in dem offenen Gesicht des Riesen wie
in einem Buche. Er wußte, daß ihn schwerste Enttäuschungen
aus der Heimat getrieben haben mußten.

Langsam, ihn fest anblickend, sprach er: „Ich glaube Ihnen,
Hein Drommel, daß Sie ein Schwermes in der Heimat durch-
lebten, so daß Sie sich veranlaßt fühlten, unserem schönen
Deutschland den Rücken zu kehren. Aber ist denn die Hei-
mat an Ihrem Unglück schuld gewesen? Hat Sie die Hei-
mat nicht wieder gewonnen, wie den lange ausgebliebenen
Sohn, als Sie die deutsche Erde betraten?“

Friedrich Karl sah, wie der Riese mit sich kämpfte. „Ja,
ja!“ stieß er dann hervor. „Ich hab's gefühlt, als ich wieder-
kam. Die Sehnsucht nach der Heimat, die mich achtzehn
Jahre quälte, kam über mich. Ich hab' geheult als ich durch
Deutschlands Wälder fuhr. Als ob die achtzehn Jahre
nutzlos gelebt worden wären, so schien es mir. Ach, die
Heimat!“

„Bleiben Sie hier, Hein Drommel. Ich brauche solche Kerle
wie Sie.“

Der Riese schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, Herr Graf.
Ich habe meinen Herrn dort drüben, der in bitterer Not
steht. Ich muß zu ihm zurück.“

Friedrich Karl reichte ihm die Hand, die der Riese herzlich
drückte.

„Das ist recht so! Denken Sie aber daran, daß Sie mir
immer willkommen sind. Ein Wort ist ein Wort.“

„Ein Wort ist ein Wort! Haben Sie Dank, Herr Graf.“

„Sobald Herr Morefield Sie anhören will, lasse ich Sie
rufen. Ich will nach ihm sehen. Vertreiben Sie sich in-
zwischen die Zeit nach Belieben.“

Ein freundliches Nicken des Hauptes und Hein Drommel
stand allein. Er setzte sich wieder an den Kaffeetisch und aß
noch einige Scheiben der delikaten Stolle. Dann stand er auf
und wollte in den Hof gehen. Als er durch die Türe schritt,
mußte die Mamsell, die eben eintreten wollte, zurückweichen,
denn Hein Drommel war zu breit. Den Kopf mußte der Riese
noch einziehen, sonst hätte er mit dem Balken Bekanntschaft
gemacht.

„Sie sind aber ein Kerl!“ sagte die nicht allzu klein geratene
Mamsell bewundernd. „Wo Sie herkommen, da müssen die
Stuben doch doppelt so hoch sein.“

„Meine Stubendecke ist oft der Himmel,“ antwortete Hein
verträumt.

„Wohin wollen Sie denn, Herr? — Wie heißen Sie
eigentlich?“

„Hein Drommel!“

„Ach bin die Mamsell und heiße Minna Baaner.“

„Minna Wagner?“ wiederholte er, so artig wie es der
Hinterwälder hervorbringen konnte. „Ein schöner Name.
Und der Kuchen ist sehr gut, Fräulein Wagner.“

Sie lächelte geschmeichelt. „Es ist unser Christstollen. Ich
bake alle Jahre für die Herrschaft und für uns bald fünfzig
Stollen.“

Er nickte freundlich. Daß er etwas geistesabwesend war,
ermerkte die Mamsell gar nicht. „Wo wollen Sie denn hin,
Herr Drommel?“

„In den Hof, Fräulein Wagner. Mal Luft schnappen.
Und wenn ich kann, dann will ich mich ein bißchen nützlich
machen.“

Er ging die Stufen hinauf, die vom Flur vor der Gesinde-
stube auf den Hof führten vor die Tür.

Ein fröhliches „Guten Morgen!“ schallte ihm von den Arbei-
tenden entgegen, das er dankbar wie ein Kind erwiderte.

Wie einen Heimatgruß empfand er das „Guten Morgen!“
Und er hatte den Drang, den Menschen, die ihn so freundlich
grüßten, etwas zu Liebe zu tun, ein paar gute Worte zu
sagen oder... ja was nur? Er war so hilflos in allen
Dingen des Lebens.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte er freundlich den Rutscher
Johann.

„Lassen Sie nur, Herr —!“

„Hein Drommel heißt ich!“

„Hein Drommel! Sehr angenehm! Es ist nicht notwendig.
Wir schaffen es schon.“

„Nee, nee. Sie haben sich gestern so abgeplagt. Kre-
iert mir' ich draußen, wenn Sie mich nicht hereingehafft
haben.“

Da gab man ihm eine große Schneehaufel. Hein legte mit
der Arbeit los — und alles andere blieb vor Staunen still
stehen.

Hein legte los, als solle der Hof in zehn Minuten zum
Tanzsaal gefegt werden. Mit Bärenkräften ging er an die
Arbeit heran, der Schnee wirbelte nur so in die Höhe und
mächtige Berge türmten sich vor ihm.

„Wir müssen ihn doch einmal fragen, ob er vereidigter
Schneeschipper ist,“ sagte der Gärtner.

Natürlich riß das Arbeiten Hein Drommels die anderen
mit. Keiner wollte zurückstehen und bald lag der Schnee
an der Mauer.

Nun aber zeigte Hein Drommel erst, was er konnte. Eine
Riesenladung nach der anderen, Zentner um Zentner Schnee
verschwand über die Mauer.

Als er eben die letzte Fuhrer Schnee bewältigen wollte, da
fühlte er mit einem Male, wie ihn jemand an dem Oberrock
zupfte.

Er wandte sich rasch um und sah ein reizendes, süßes,
kleines Mädelchen vor sich stehen, das ihn mit hellen Augen
ansah.

Es war die kleine Marie-Anne.

„Bist du der große Onkel Dommel?“ fragte ihn eine süße
Stimme.

Hein nickte wie geistesabwesend und sah voll scheuer Ehr-
furcht auf das Kind. Eine unbewingbare Sehnsucht, das
holde Wesen an sich zu reißen und zu küssen, überkam ihn,
aber er wagte es nicht. Er fürchtete es zu erdrücken.

„Wenn du der Onkel Dommel bist, dann mußt du
mitkommen. Bati hat gesagt, ich soll dich holen.“

„Wie hast du mich denn gefunden?“

„Ganz aut. Onkel. Bati hat gelaht, du wärst so groß, noch

viel, viel größer als Bati. Da hab' ich dich gleich gefunden.“
Einträchtig gingen sie Hand in Hand über den Hof.

„Wo kommst du denn her, Onkel?“ fragte die neugierige
Marie-Anne wieder.

„Aus Amerika, mein Kind.“

„Amerika?“ Sie tat als ob sie überlege. „Amerika liegt
das im Mond, Onkel?“

„Nein, Kind,“ sagte Hein lächelnd. „Vielleicht kommt es
aber noch einmal dorthin.“

„Ach ich hab' bloß gedacht, Onkel, du bist so groß und der
Mann im Mond, hat mir Bati erzählt, der is' auch so groß.“

„Da hast du nun gedacht, ich bin der Mann im Monde,“
lachte der Riese.

„Ja, Onkel, du siehst so aus.“

Als sie dicht vor dem Herrenhaus standen, blieb Marie-
Anne still stehen.

„Onkel,“ sagte sie dann, „jezt kommen viel Stufen.“
Hein nickte und versuchte weiterzugeben, aber Klein Marie-
Anne streifte. Sie hatte noch was auf dem Herzen.

„Onkel, du bist doch so stark!“ sagte sie dann fast zärtlich.
Er nickte, begriff aber immer noch nicht, auf was der kleine
Bildling hinauswollte.

„Onkel, wenn du stark bist, dann kannst du doch auch viel
— viel Schnee tragen. Ja! Kannst du auch viel anderes
tragen?“

Da endlich begriff er, was der kleine Robold wollte. Sachte
hob er sie empor.

Als er, auf dem Arm Marie-Anne, in die Diele getreten
war, setzte er sie behutsam nieder. Marie-Anne faßte ihn
an der Hand und beide traten zu Friedrich Karl, der bei
ihrem Eintritt aufgestanden war und ihnen entgegenkam.

„Da bringst du ja Herrn Drommel, Bati!“
Friedrich Karl lachte herzlich auf und küßte sein Mädelchen
auf die Stirn. „Du bist ein tüchtiges Mädelchen. Aber
jezt gehst du zu Mutti, denn Bati muß mit Onkel Drommel
reden. Bist folgsam.“

Sie nickte eifrig und glücklich und trippelte zur Tür hinaus.
„Bitte nehmen Sie Platz, Herr Drommel,“ bat Friedrich
Karl, als sie allein waren. Als sie einander gegenüber saßen,
sagte er ernst: „Sie haben es gut getroffen, und es war recht,
daß Sie ihr Leben aufs Spiel setzten, um Ihre Mission aus-
zuführen, denn vielleicht wären Sie morgen nicht mehr zur
rechten Zeit gekommen. Herr Morefield ist sehr, sehr krank.
Seit meiner Rückkehr ist ein Kräfteverfall bei Herrn More-
field eingetreten, der so rapid vorwärtsschreitet, daß wir nicht
wissen, ob das Ende nicht ganz nahe ist.“

Hein Drommel sah wie vom Donner gerührt. Er war blaß
bis in die Lippen geworden und seine großen, schweren Hände
zitterten.

„Herr Morefield ist — krank?“

„Todkrank, Herr Drommel.“

„Dann kann ich ihn wohl nicht sprechen?“ würgte der Riese
hervor.

„Doch! Ich gehe jetzt mit Ihnen zu Herrn Morefield. Sie
müssen mir aber versprechen, daß Sie ganz ruhig sind und
den Kranken nicht ohne Not anstrengen werden.“

Der Riese nickte. Dann standen sie auf. Hein Drommel
wankte wie ein Trunkener, dann riß er sich zusammen und
schritt ruhig neben Friedrich Karl her. Der fühlte, was in
der Seele des Riesen vor sich ging. So nahe am Ziel, stand
er Höllenqualen aus, daß jetzt alle Mühe vergebens gewesen
sein könnte.

(Fortsetzung folgt.)